



Fotos: abm

Unterschiede sind normal

Das Filmfestival „Wie wir leben“

Stefan Heiner

Das Filmfestival „Wie wir leben“ zeigt internationale Kurzfilme, die vom Leben und Lebensgefühl von Menschen mit Behinderungen, chronischen oder seelischen Erkrankungen erzählen. Stefan Heiner war in München dabei und wundert sich, dass immer mehr nicht-behinderte Schauspieler behinderte und kranke Menschen mimen.

Wie wir leben“, das internationale Kurzfilmfestival in München, setzt in Deutschland Maßstäbe für das Filmschaffen von, mit und über behinderte Menschen. Die meisten der präsentierten Filme konnten jeweils nach der Vorführung mit den Darstellern und Filmautoren diskutiert werden. Das ist das ganz Besondere an dieser Filmschau. Es macht einen beachtenswerten organisatorischen und finanziellen Aufwand erforderlich. Er sei der „Arbeitsgemeinschaft Behinderung und Medien e.V.“ (abm), dem Festivalleiter Gregor Kern und seiner Kollegin Barbara Sabel gedankt.

Denn dieser Aufwand lohnt sich. Er macht das Münchner Festival so attraktiv! Ein viel beschäftigter Hollywood-Star hat beim „Making of ...“ eines Blockbusters zum jeweiligen Filminhalt meist nur Plattitüden zu sagen. Wenn Menschen, die an Filmen über Krankheit und Behinderung beteiligt sind, darüber berichten, ist Banales jedoch die absolute Ausnahme. Der Festival-Titel „Wie wir leben“ wird plötzlich beklemmend real. Wie lebt Susanne B., die eine dramatische Zwangneurose buchstäblich am Leben zu hindern scheint (Die Gedanken sind frei, Regie: Saara Aila Wasner, Deutschland 2006, Publikumspreis des Festivals)? Wie kommt Paul Nader nach einem Autounfall zurecht, der ihn in ein beinahe irreversibles Koma geschleudert hat (Braindamjd'd ... Take II, Regie und Hauptperson: Paul Nadler)? Beide Protagonisten waren überzeugend in „ihren“ Filmen und in der Debatte.

Der Austausch mit den Filmschaffenden findet erfreulicherweise nicht nur nach der Vorführung

statt. Die Filmtage geben Gelegenheit, ihnen auch im Foyer, in der Videothek oder im Café des Filmmuseums zu begegnen. Über alle Grenzen der Sprachen hinweg – die Gebärdensprache nicht zu vergessen – sind Erkundigungen und Gespräche möglich. Es grenzt ans Wunderbare, dass Entfernungs-, Bewegungs- und Kommunikationsbarrieren so leicht überwunden werden können – wenn man nur will! Wer immer sich fragt, wie sich Menschen ohne Arme, Jugendliche im Rollstuhl, Kleinwüchsige auf Prothesen in der Öffentlichkeit geben, der sollte „Wie wir leben“ besuchen. Integration ist da Realität.

Zwischen Normalität und Anderssein

Dabei machen Krankheit und Behinderung die Menschen natürlich „anders“, jeden auf seine Weise. Den Abstand zwischen „normal“ und „anders“ maß schon der erste Film im Programm aus (Nikita i Nikita, Regie: Maria Tyulyaeva, Russland 2006). Nikita erklimmt auf höchst ungelungenen Beinen das Zehn-Meter-Brett. Es ist sein zehnter Geburtstag. Für diesen Moment hat er wochenlang trainiert. Er müht sich, er hat Angst, aber er wird es „uns“ zeigen: den Müttern und Vätern am Beckenrand nämlich, die so gern sähen, dass Nikita trotz allem „normal“ ist. „Wir“ feuern ihn lautstark an. „Wir“ erwarten seine heldenhafte Leistung. Nikita steht schwankend, aber aufrecht am äußersten Rand des Sprungbretts. Er hört „uns“ da unten brüllen. Jetzt könnte er in „unseren“ Beifall springen. Doch er schwankt ein letztes Mal, dreht sich dann um und wankt – ständig in der Gefahr, vom Brett zu stürzen – den Weg zurück vom Turm. Er hat es „uns“ nicht gezeigt. „Wir“ sind enttäuscht. Nikita ist also doch

nicht normal. Bei der anschließenden Diskussion sagt die Regisseurin, der kleine Nikita habe sich und „uns“ beweisen wollen, dass er seinen eigenen Willen hat. Das macht ihn normaler als die dumme Mutprobe. Ach, richtig.

Wer in Filmen zu Behinderung nur den Triumph des Willens über die beschädigte Materie erfahren will, wird al-

*„Was wollen diese
behinderten Menschen
nun wirklich?
Sein, wie sie sind.“*

lerdings gerade von den besten Filmen enttäuscht. Natürlich hält sich Anastazja trotz der Mukoviszidose aufrecht (13 Lat. 10 Miesiecy, Regie: Jenifer Malmqvist, Polen 2006). Jonathan lässt sich vom Krebs nicht unterkriegen (Kan man do i himlen, Regie: Erlend E. Mo, Dänemark 2005). „Klinika“ (Regie: Tomasz Wolski, Polen 2006) zeigt, wie sterbende Menschen über den Tod zu sprechen verstehen. Milos Boskovic ist blind, braust aber mit seinem Sportwagen über einen riesigen Parkplatz (Schwarzfahrer, Regie: Nadja Ellabadi, Deutschland 2006). Junge Holländer haben sich dazu durchgerungen, in aller Öffentlichkeit höchst „peinlich“ zu stottern (Over mijn Lippen, Regie: Janica Draisma, Niederlande 2005). Gehörlose fordern in China die Staatsgewalt heraus, die ihnen absurde Auflagen macht (Dragon People, Regie: Rosa Rogers, Großbritannien 2006). Eine Vorabend-Serie der BBC macht mit einer trotzigsten Basketballmannschaft im Rollstuhl bekannt (Desperados, Regie: David Jackson, Ewan Marshall, Großbritannien 2006).

Mitleid? Nein danke!

Das ist natürlich rührend und berührend und könnte in der Gewissheit wiegen, dass behinderte Menschen leistungsfähige Hoffnungsträger und Vorbilder sind, wenn ihr Durchsetzungsvermögen nur stark genug ist – oder kurz und beruhigend: wenn sie nur wollen. Der Rest bleibt zurück, ist aber immerhin zu bemitleiden. Gegen letztere Annahme wendet sich aggressiv „The kids are all right“ (Regie: Kerry Richardson, USA 2005). Das Leitmotiv ist „Piss on pity“ – „Scheiß auf's Mitleid“ klingt hart und ist so gemeint. Der Dokumentarfilm über einen US-amerikanischen TV-Spenden-Marathon kennt kein Pardon. Mike Erwin, einer der Protagonisten des Films, im Rollstuhl aus den USA ange-reist, bekräftigte dies: Wem helfen eigentlich Benefizveranstaltungen, die mit den „armen Behinderten“ hausieren gehen?

Was wollen diese behinderten Menschen nun wirklich? Sein, wie sie sind. „Ich stottere eben“, sagte Maartje Borg-huis nach dem Film, in dem sie mitgewirkt hatte. „Und wer keine Geduld hat, bis ich meinen Satz beendet habe, dem kann ich nicht helfen.“ Mehr als eine Minute verging, bis sie diese Botschaft über die Lippen gebracht hatte. Maartje wirkte dabei mehr angestrengt als heldenhaft. Sollten wir Maartje noch eine Frage stellen oder drängt die Zeit? Maartjes Erwartung an uns ist genauso dringend wie die Botschaft des umwerfenden Drei-Minuten-Musik-Clips „Difference is normal“ (Regie: Rania Rafei, Libanon 2006): Junge Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen und aus verschiedenen arabischen Nationen (Libanon, Ägypten, Syrien) rappen sich da in die Herzen der Zuschauer und Hörer. „Unterschiede sind das Natürlichste von der Welt!“ Für drei Clip-Minuten kann es gar nicht anders sein. Danach wird man wieder skeptisch ... Leider.

Gefahr der Vereinnahmung

Aber Skepsis oder besser wachsamer Realismus ist einfach angebracht. Vor Vorzeige- und Feigenblatt-Behinderten ist zu warnen. Dem Kinopublikum erscheint das angeblich normale Leben im Licht des besonders traurigen Falles wertvoller. Der Fall kann dann gar nicht „traurig“ und „besonders“ genug sein. Die Probleme behinderter Menschen

Infos zum Filmfestival „Wie wir leben“

Das Filmfestival „Wie wir leben“ fand vom 7.–10. November zum sechsten Mal im Münchner Filmmuseum statt: 350 Filme aus 47 Ländern waren eingereicht worden. Davon wurden 27 während der Festivaltage gezeigt. Im Schnitt sahen 100 Besucher jede der zweimal täglich vorgeführten Programmblöcke. Ein Vormittag mit Sonderprogramm war Schülern vorbehalten. ■

Kontakt:
arbeitsgemeinschaft
behinderung und medien e.V.
Bonner Platz 1
D-80803 München
Tel. +49 - 89 - 307 992 20
Fax. +49 - 89 - 307 992 22
mail: festival@abm-medien.de

werten zudem Filmemacher und Schauspieler auf, die sich ihnen gestaltend stellen. Dies nutzen – nicht erst seit heute – Jungfilmer und Autoren, die ihre Filme auf Festivals schicken. Solange ihr Publikum auf diese Weise authentische Erfahrungen über eine Welt erhält, die ihm selten vertraut ist, kann man diese Form der Kooperation oder Koexistenz nur begrüßen. Was aber, wenn in Filmen über behinderte und kranke Menschen alle kerngesund sind?

Behinderte Schauspieler beklagen sich schon seit Jahren bitter darüber, dass bekannte Stars das Rollstuhlfahren und das Essen mit den Füßen lernen, wo sie doch selbst dazu ein Leben lang gezwungen sind und es bestimmt besser können. Natürlich muss das Spiel behinderter Darsteller Niveau haben. Unter den tatsächlich behinderten Basketballspielern der britischen TV-Serie „Desparados“ finden sich zum Beispiel gute Schauspieler. Und die sind keine Ausnahmen, wie andere Beiträge des Festivals belegen. Vielleicht gilt das ja für Alzheimer-Patienten nicht. Oder fällt das Filmen mit ihnen besonders schwer beziehungsweise würde ganz anders ausfallen als von der Regie und der Produktion gewünscht? Im Film „Moen-Koey“ (Regie: Sivaroj Kongsakul, Thailand 2006), der den ersten Preis des Festivals erhielt, spielte eine Schauspielerin höchst poetisch die Rolle der alten Dame mit dem kurzen Gedächtnis. Man wurde aber das Gefühl nicht los, dass hier mit Alterserscheinungen gespielt wurde, statt sie authentisch zu filmen.

Behinderung nicht zum Zuschauer-Spektakel machen

Dass behinderte Menschen an Filmen über Behinderung teilnehmen müssen oder zumindest sollten, ist ja im Wesentlichen keine „gewerkschaftliche“ Forderung, sondern die Aufforderung an Filmschaffende, Realität so unverfälscht wie nur möglich ins Bild zu setzen. Das aber ist ohne Beteiligung behinderter Menschen und erfahrener Patienten kaum zu haben. Natürlich gilt das nicht nur für die Schauspieler. Die große Zahl der vorgeführten Spielfilme, die nur noch thematisch etwas mit Behinderung zu tun hatten, macht darum stutzig. Und skeptisch stimmt, dass die Jury „Moen-Koey“ den ersten Preis zuerkannte, und dass der exzellente Spiel-

film „Contracuerpo“ (Regie: Eduardo Chaperro-Jackson, Spanien 2006) auf dem dritten Platz landete. Hier wurden Essstörungen thematisiert oder besser gesagt genutzt, um brilliant zu schockieren. Das magersüchtige Modell landete auf dem Müllhaufen. Die Information über Magersucht geriet ein wenig ins Hintertreffen.

Komplizierter war die „Gemengelage“ des zweitplatzierten Spielfilms „Jaei denj Baraye Mahiha“ (Regie: Naser Zamiri, Iran 2005), in dem ein kleinwüchsiges Geschwisterpaar Eheleute spielte, die sich sorgenvoll auf die Geburt ihres ersten Kindes vorbereiten. Sorgen vor einer Geburt haben nicht nur Menschen, die besonders klein sind. Deren ganz spezifische Sorgen und Nöte waren dem Film aber nur mit sehr viel gutem Willen zu entnehmen. Und ob diese im Iran dann nochmal besonders sind, darüber schwieg der Film ganz.

Seit „Freaks“, dem Filmklassiker von Tod Browning, reißt die Debatte nicht ab, ob ein Spielfilm, der sich den menschlichen Sonderfällen und den besonderen Schicksalen widmet, den Betroffenen nützlich ist oder sie nur spektakulär ausnutzt. Jeder Film über Behinderung und Krankheit muss sich diese Frage stellen. Eine generelle Antwort gibt es nicht.

Dass behinderte Menschen (oder ihre „Doubles“) immer häufiger im Kino zu sehen sind und zu immer besseren Sendezeiten ins Fernsehen kommen, ist ohne Frage begrüßenswert. Dieser Fortschritt darf nicht damit erkaufte werden, dass Filmschaffende und Fernsehverantwortliche sich darauf beschränken, dem Publikum etwas Besonderes zu bieten. Der kleine Nikita auf seinen wackligen Beinen springt besser nicht vom Zehn-Meter-Brett, wie und wann sein Publikum es will. Er kommt auch nicht zu sich selbst, wenn wir wollen, dass er sich als normal leistungsfähig beweist. Und wir werden nie wirklich wissen, was ihn treibt und was ihn behindert, wenn wir ihn nur als Fall zu sehen bekommen, der ins Drehbuch passt und der unserer Sehnsucht nach Normalität genügt. ■

Stefan Heiner

geb. 1942, ist freier Autor und lebt in Cortona, Italien.
heiner@telez.it

Neu im Mabuse-Verlag



Sabine Weidert

Leiblichkeit in der Pflege von Menschen mit Demenz

Zum Umgang mit anspruchsvollen Pflegesituationen im Klinikalltag

Die Autorin bietet eine begriffliche Einordnung belastender Erlebnisse im Pflegealltag. Sie macht konkrete Vorschläge, wie Pflegenden sie als »leibliche« Phänomene einordnen lernen und bewältigen können.
144 Seiten, 24 Euro
ISBN: 978-3-938304-79-2

Anne-Kathrin Cassier-Woidasky

Pflegequalität durch Professionsentwicklung

Eine qualitative Studie zum Zusammenhang von professioneller Identität, Pflegequalität und Patientenorientierung

Wie entsteht gute Pflegequalität? Zur Beantwortung dieser Frage untersucht die Autorin die Akteure im Qualitätsgeschehen, die Pflegenden selbst. Ausgehend von der Dekubitusinzidenz als pflegesensitivem Qualitätsindikator werden für die Pflegequalität relevante, professionsbezogene Faktoren identifiziert.
Reihe Wissenschaft, Band 102
440 Seiten, 42 Euro
ISBN: 978-3-938304-72-3

Mabuse-Verlag

Postfach 90 06 47
60446 Frankfurt am Main
Tel.: 0 69-70 79 96-0
Fax: 0 69-70 41 52
www.mabuse-verlag.de

